

Frederik Obermaier
Bastian Obermayer

Die **IBIZA-AFFÄRE**
Innenansichten eines Skandals

Wie wir die geheimen Pläne von
Rechtspopulisten enttarnen
und darüber die österreichische
Regierung stürzte

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2019

© 2019, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf
in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm
oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche
Genehmigung des Verlages reproduziert oder
unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung Barbara Thoben, Köln

Autorenfoto © Stephanie Füssenich

Gesetzt aus der Karmina und der Proxima Nova

Satz Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-05407-1

VORWORT: NUR EIN STREIFSCHUSS?

von Armin Wolf

Als Journalist mit einiger Erfahrung weiß man, dass es Affären, Enthüllungen und Entgleisungen gibt, die ein Politiker nicht überleben kann. Nehmen wir etwa an, wenige Wochen vor einer Wahl würde ein – unbestritten authentisches – Tonband eines Präsidentschaftskandidaten auftauchen, auf dem er über wildfremde Frauen sagt: »Wenn du ein Star bist, lassen sie dich alles tun. Greif ihnen an die Muschi! Du kannst alles tun!« Man wüsste: Der Mann kann seinen Wahlkampf noch am selben Tag beenden. Fortsetzung sinnlos, ein politisches Begräbnis erster Klasse. The End.

Hieße der Mann nicht Donald Trump.

Der wurde sechs Wochen nach seinem berüchtigten »Grabthem-by-the-pussy«-Tape zum US-Präsidenten gewählt.

Als am 17. Mai 2019, um 18 Uhr, das mittlerweile weltberühmte Ibiza-Video feat. Heinz-Christian Strache & Johann Gudenus zeitgleich auf den Websites der *Süddeutschen Zeitung* und des *Spiegel* veröffentlicht wurde, war ebenfalls klar: Der Vizekanzler der Republik Österreich und der Fraktionschef seiner Partei sind politisch erledigt. Hier bleibt nur der sofortige Rücktritt. Und keine 24 Stunden später waren sie tatsächlich von allen Ämtern zurückgetreten.

Doch neun Tage nach »Ibizagate« erreicht die FPÖ bei den Europawahlen 17,2 Prozent. Mit 45.000 persönlichen »Vorzugsstimmen« hat Ex-Parteichef Strache Anspruch auf einen Sitz im EU-Parlament. Und schon wird ernsthaft darüber diskutiert, ob er nicht bei den Wiener Landtagswahlen 2020 wieder als Spitzenkandidat für die Freiheitlichen antreten könnte. »Das hätte Charme«, kommentiert der FPÖ-Generalsekretär das absurde Szenario.

Aus den sieben bislang zunächst bekannt gewordenen Minuten jenes Videos, das 2017 in einer Mietvilla auf Ibiza entstanden ist, und aus seinen Folgen kann man sehr viel über Heinz-Christian Strache lernen, über populistische Politik und über Österreich. Was man da lernt, ist allerdings nur dann überraschend, wenn man die FPÖ, ihren langjährigen Frontmann und sein Heimatland nicht besonders gut kennt.

Dass Straches Ehefrau und enge Weggefährten beteuern, der Strache im Video, »das ist nicht der Mann, den wir kennen«, hat wohl wenig mit der Wirklichkeit zu tun. Realistischer war da schon Strache selbst in seiner Rücktrittserklärung: »Es war ein typisch alkoholbedingtes Machogehabe, mit dem ich, ja, auch die attraktive Gastgeberin beeindrucken wollte, und ich habe mich prahlerisch wie ein Teenager verhalten und peinlich übersteigert auch agiert.«

Tatsächlich ist Straches gesamte politische Karriere – neben Fleiß, Eloquenz und feinem Gespür für sein Publikum – geprägt von einer tiefen Sehnsucht, akzeptiert zu werden und »dazuzugehören«, vom Hang zu bemerkenswert unreifen Fehlleistungen und einem bedenklich unterentwickelten Urteilsvermögen. Strache ist gleichzeitig extrem misstrauisch, bis hin zur Verschwörungsfantasie, und absurd vertrauensselig, auch Menschen gegenüber, die er kaum kennt. Wann immer in sei-

ner Karriere etwas schief lief, fand er dafür Erklärungen, die jedenfalls nichts mit ihm und eigenen Fehlleistungen zu tun hatten. Er war das Opfer »der linkslinken Jagdgesellschaft«, von unfairen Angriffen, Unterstellungen und Missverständnissen, allenfalls noch von Fehlern seiner Mitarbeiter. Auf Ibiza war es »eine geheimdienstlich organisierte Lockfalle mit illegalen Aufzeichnungen«, »ein gezieltes politisches Attentat« – und das auch noch »unter Ausnutzung einer zunehmenden Alkoholisierung (...) in einer intimen Atmosphäre«.

An jenem Freitagabend, an dem das Video online ging, verweigerte der FPÖ-Chef vorerst auch den Rücktritt, so erzählen es jedenfalls prominente ÖVP-Politiker, die in diesen Stunden mit der freiheitlichen Führungsscrew verhandelten. Erst Samstagfrüh habe Strache eingesehen, dass sein Abgang unvermeidlich war. In seiner Rücktrittsrede gestand er immerhin noch ein, dass der Ibizaauftritt »nüchtern gesehen katastrophal und ausgesprochen peinlich« war. Doch schon am nächsten Abend – das Video war erst seit 48 Stunden bekannt – antwortete Strache den 800.000 Fans seiner Facebookseite, die ihn mit Tausenden Kommentaren und blauen Emojihertzen aufgemuntert hatten: »Jetzt erst recht!«

Seither kämpft der 50-Jährige um sein politisches Comeback. Er werde »mit einem Team aus Experten unterschiedlicher Fachrichtungen (...) die Hintergründe dieses Attentats vollständig aufklären« und »gestärkt aus einer bewältigten Krise hervorgehen«, erklärt er Mitte Juni via Facebookansprache aus seinem Garten. Ins EU-Parlament wechselt er nicht – auf massiven Druck der neuen FPÖ-Spitze und im Tausch gegen einen sicheren Listenplatz für seine Frau bei der Nationalratswahl im Herbst. Aber Strache verspricht seinen Fans: »Mein politisches Leben ist mit Sicherheit nicht am Ende.«

Warum ist das möglich? Warum ist ein Comeback nach dieser beispiellosen Affäre nicht nur denkbar, sondern sogar wahrscheinlich? Und warum scheint »Ibizagate« auch der FPÖ als Partei kaum zu schaden?

Dazu muss man die Geschichte der Freiheitlichen kennen, die – gegründet von ehemaligen Nazis – bis Mitte der 1980er Jahre eine Art rechtsliberale österreichische FDP waren, eine Honoratiorenpartei aus Rechtsanwälten, Apothekern und deutschnationalen Burschenschaffern. Bei Parlamentswahlen kam sie nie auf mehr als sieben Prozent. Das änderte sich, als Mitte der 1980er Jahre Jörg Haider die Partei übernahm.

Der rhetorisch brillante, ideologisch flexible und politisch skrupellose Demagoge machte aus der behäbigen Altherrenpartei eine krawallige Protestbewegung für alle Unzufriedenen. Die zentrale Botschaft: Ihr seid Opfer und wir sind die, die euch verstehen. Und wir wissen, wer schuld ist: »Das System« und »die Ausländer«.

Haider stürmt so von Wahlerfolg zu Wahlerfolg, von drei Prozent in den Umfragen vor seiner Machtübernahme auf 27 Prozent bei der Parlamentswahl 1999, nach der die FPÖ in eine ÖVP-geführte Koalition eintritt. Es folgen fünf Jahre chaotische Regierungsbeteiligung samt internem Putsch, vorgezogenen Neuwahlen, einer Parteispaltung und dem Abgang von »Übervater« Haider. Die Reste der FPÖ, die in Meinungsumfragen kaum mehr seriös zu messen sind, übernimmt 2005 der junge Wiener Landesobmann Heinz-Christian Strache. Doch binnen eines Jahrzehnts führen der Rabiathretoriker Strache und sein finftenreicher Strategie Herbert Kickl die Partei mit unappetitlich-holprigen Parolen wie »Mehr Mut für unser Wiener Blut. Zu viel Fremdes tut niemandem gut« oder »Daham statt Islam« zurück auf alte Höhen. Die FPÖ geriert sich jetzt als super-

patriotische »Österreich-Partei«, auch wenn ihr Funktionärskern – noch viel mehr als zu Haiders Zeit – aus deutsch-nationalen Burschenschaften stammt.

Strache, natürlich auch Burschenschaftler, ist bei den Funktionären beliebt. Er ist nicht so brillant wie sein Vorgänger Haider, aber fleißig, verlässlich und nahbar, »einer von uns«. Immer wiederkehrende »Einzelfälle« von Ausrutschern ins Rechts-extreme – selbst Fotos aus Straches Jugend im Neonazimilieu – schaden der Partei bei ihren Anhängern kaum.

Die FPÖ spricht jenen Teil der Bevölkerung an, der sich von den »Altparteien« nicht mehr verstanden fühlt. Soziologen nennen sie »Modernisierungsverlierer«: Ungelernte Arbeiter, Fachkräfte und Rentner ohne höhere Bildungsabschlüsse, die sich ökonomisch bedroht fühlen von Globalisierung, Migration und Beschleunigung und kulturell ausgegrenzt von akademisierten, urbanen Eliten.

Ohne diesen letzten – kulturellen – Aspekt ist der Erfolg der FPÖ nicht zu verstehen. Sie kämpft für höhere Tempolimits auf Autobahnen und Schweinefleisch in Schulkantinen und gegen Rauchverbote, Radwege, »Gender-Wahn« und »Tugendterror«. Sie ist für jene da, die ohne schlechtes Gewissen »Neger« sagen wollen, denn »es gibt Menschen in diesem Land, die das Wort verwenden, nicht böseartig, und das sollten Sie auch zur Kenntnis nehmen« (Strache in einem ORF-Interview zum Autor).

Und weil die FPÖ ihren Wählern keine Vorwürfe macht, dass sie so leben wollen, wie sie leben, sind diese auch großzügig bei Fehlritten ihrer Vertreter. »Wer war noch nie stockbetrunken und hat einen Blödsinn gesagt?«, ruft Generalsekretär Harald Vilimsky zwei Tage nach dem Ibiza-Video bei einer Wahlversammlung in die Anhängerschar. Er hört keinen Widerspruch.

Es geht sogar noch weiter: Brachialpopulisten wie Strache (oder Salvini, Orbán, Johnson, Le Pen oder Trump) werden von vielen Menschen nicht trotz ihrer Entgleisungen, Tabubrüche oder Lügen gewählt, sondern weil sie sich genau so verhalten. Für nicht wenige – mehrheitlich männliche – Wähler scheinen sie eine Art Entlastungsfunktion zu erfüllen: Stellvertretend für den ohnmächtigen Wutbürger widersetzt sich der »starke Mann« dem angeblichen Diktat politischer Korrektheit und abgehobener Eliten.

Die Fassungslosigkeit und Empörung der Leitartikler verstärken den Effekt sogar. Darüber hinaus spielen die »Systemmedien« für die FPÖ eine geringe Rolle. Da sie sich grundsätzlich von etablierten Journalisten schlecht behandelt fühlt, hat sie seit Langem ein eigenes Medienuniversum aufgebaut: rechte »Nachrichten«-Websites mit enormen Reichweiten via Social Media, YouTube-Kanäle und vor allem die Facebook-Seite »HC Strache«, von einem eigenen Team hochprofessionell bespielt und mit massivem Werbeinsatz hochgepusht, hat sie rund 800.000 Abonnenten in einem Land von sechs Millionen Wahlberechtigten. Postings und Videos, die dort viral gehen, erreichen schnell eineinhalb bis zwei Millionen Menschen.

Auf traditionelle Medien und professionelle Journalisten ist die FPÖ kaum noch angewiesen, um ihre Wirklichkeit an ihre Fans zu bringen.

In dieser Wirklichkeit ist »Ibizagate« ein hinterhältiger, krimineller Anschlag dubioser Hintermänner und linker ausländischer Zeitungen auf die erfolgreiche FPÖ, ihren verdienstvollen Obmann, die populäre Regierungskoalition und die österreichische Demokratie.

Im US-Wahlkampf 2016 hatte Donald Trump vor Tausenden jubelnden Fans in Iowa geprahlt: »Ich könnte in der Mitte der

Fifth Avenue stehen und jemanden erschießen – und ich würde keine Wähler verlieren.« Das klang völlig grotesk, aber der Mann kannte sein Publikum. »Trump, das ist ein Gefühl«, beobachtete der Journalist Tim Dickinson damals: »Und wenn du dieses Gefühl hast, spielen Fakten keine Rolle mehr.«

Auch die FPÖ ist für sehr viele Menschen ein Gefühl. Und Heinz-Christian Strache ist wenige Wochen nach »Ibizagate« sehr optimistisch, »dass das politische Attentat auf die Regierung, die FPÖ und meine Person womöglich nur ein Streifschuss war«.

Der Mann kennt sein Publikum.

PROLOG

Ibiza,
am Abend des

24. Juli 2017. Eine Villa auf einem der Hügel von
Ibiza, in der Nähe des Örtchens Sant

Rafel de Sa Creu. Vor dem weiß getünchten Gebäude liegt ein Pool, der auf den Werbebildern im Internet ferienblau leuchtet, dahinter ein Gästehaus. Mehrere Terrassen gruppieren sich um die Gebäude und den gepflasterten Innenhof; um das Schwimmbecken und sogar auf dem Dach des Haupthauses stehen Liegestühle bereit – mit dem wohl besten Blick auf die bewaldeten Anhöhen. Die Villa hat drei Schlafzimmer, drei Bäder, eine Küche und einen Kamin, in allen Zimmern stehen Designermöbel, an den Wänden, in Nischen und Ecken sind Kunstwerke.

Ein grobmaschiger Zaun, teils mit Bambusmatten verkleidet, und ein rostfarbenes Tor schützen das dreieckige Grundstück vor fremden Blicken und ungebetenen Gästen. Ein Concierge-Service ist im Preis inbegriffen, außerdem ein Solarium, natürlich WLAN, eine Audioausrüstung von Bose und eine Außendusche.

Es ist keine billige Unterkunft: Die Mieter, die an diesem Abend Gäste aus Österreich erwarten, haben die »Architect

Country Villa« über ein Internetportal gebucht, sie werden für drei Nächte 2936 Euro bezahlen.

Hierher liefert ein Sushi- und Fusion-Cuisine-Restaurant aus einem Dorf ein paar Kilometer entfernt kurz nach 19 Uhr das Abendessen. In einer Art Parkbucht auf der Schotterstraße vor dem Anwesen, gegenüber der Einfahrt, stehen zu dieser Zeit ein sportlicher BMW M4 und eine elegante Maybach-Limousine. Jemand nimmt die Lieferung in Empfang, es macht genau 374 Euro für Sashimi, Gelbschwanzmakrelen-Carpaccio, Garnelensalat, Thunfischtartar, Doradentartar, gefrorenen Algensalat und Wolfsbarsch-Carpaccio.

In der Küche stehen Gläser und Eiswürfel bereit, im Kühlschrank warten Champagner, Weißwein, Wodka und Red Bull – sogar zuckerfrei.

Irgendwo im Haus läuft Popmusik, die Schritte von hochhackigen Schuhen sind zu hören. Alles ist vorbereitet.

Dann, gegen 20 Uhr an diesem Abend, hält ein Wagen vor dem Anwesen. Aus dem Fahrzeug steigt der österreichische Spitzenpolitiker Heinz-Christian Strache, begleitet von seinem Parteifreund Johann Gudenus und dessen Ehefrau Tajana. Am Steuer sitzt ein Fahrer, der den Wagen später wieder die Hügel hinunterfährt.

Strache ist zu der Zeit der Chef der Freiheitlichen Partei Österreichs (FPÖ), und der Spitzenkandidat der drei Monate später anstehenden Nationalratswahl. Bald beginnt die heiße Phase des Wahlkampfes. Für die rechtspopulistische FPÖ bietet sich nach allen Umfragen die Chance, zweitstärkste oder gar stärkste Partei im österreichischen Parlament zu werden. Wenn es perfekt läuft, könnte Strache im Herbst österreichischer Bundeskanzler werden.

Johann Gudenus ist zu dieser Zeit amtierender Vizebürger-

meister von Wien. Er ist, seit vielen Jahren, einer von Straches engsten politischen Weggefährten.

Strache und Gudenus fahren oft nach Ibiza in den Urlaub. Heinz-Christian Strache – den die meisten HC nennen – besuchte die Baleareninsel zum ersten Mal Mitte der Achtzigerjahre, nach seinem Hauptschulabschluss, seither kommt er immer wieder. Ibiza sei sein »Kraftort«, sagt er in einem Interview nur ein paar Wochen zuvor, sein »Ruhepol«. Seit Jahren ist Österreich an die sommerlichen Meldungen gewöhnt, dass sich Strache auf Ibiza von den politischen Strapazen erholt. Im Juli 2017 fliegt er, so wird es seine Ehefrau später in einem *Bunte*-Interview erzählen, mit seiner Mutter und den Kindern aus erster Ehe auf die Insel.

An diesem Abend unterbricht er seinen Urlaub jedoch für ein Treffen, bei dem es dezidiert um Politik gehen wird. Heinz-Christian Strache und das Ehepaar Gudenus, das zur gleichen Zeit auf Ibiza urlaubt, treffen nämlich eine Frau, die Gudenus im Vorfeld bei Begegnungen in Wien als schwerreiche Nichte eines Putin-nahen Oligarchen vorgestellt wurde. Mit ihr haben die beiden Politiker, das wird sich herausstellen im Laufe des Abends, große Pläne.

An der Seite der Russin ihr Begleiter, ein Deutsch sprechender Mann: blaues Hemd, weiße Jeans, Lederslipper. Er erzählt Strache, er kenne die Russin seit etlichen Jahren, weniger geschäftlich, eher freundschaftlich.

Johann Gudenus, in Jeans, T-Shirt und Sneakers, und seine Frau, weißer Minirock, goldenes Oberteil, dunkle Jacke und schwarze Riesensonnenbrille, setzen sich auf eine Polsterbank auf der überdachten Terrasse. Der Vertraute der Russin bringt Weißwein und vier Gläser, die er auf einem niedrigen weißen Loungetisch vor der Polsterbank verteilt. »Sehr gut«, sagt

Gudenus, »brauchst du Hilfe?« Der Mann lehnt dankend ab und verschwindet wieder im Haus. Gudenus nimmt die Flasche und schenkt ein.

Dann tritt die angebliche russische Oligarchennichte aus dem Haus – in High Heels und schwarzem Kleid, die langen Haare zum Pferdeschwanz gebunden. »Hallo!«, rufen die beiden Frauen, umarmen und küssen sich zur Begrüßung, als würden sie einander kennen. Auch von Johann Gudenus gibt es für die Russin Küsschen zur Begrüßung. Die Russin setzt sich gegenüber von Gudenus und seiner Frau auf einen Sessel, ihr Begleiter kommt zurück, holt sich einen Stuhl und nimmt zu ihrer Rechten Platz. Der Sessel am Kopfende des Tisches bleibt frei. Gudenus und die Russin beginnen, sich auf Russisch zu unterhalten.

Man stößt an, dann verschwindet der Begleiter der Russin wieder im Haus. Johann Gudenus sieht, dass Heinz-Christian Strache, der wahrscheinlich noch telefoniert hat, über den Hof zur Terrasse kommt. Gudenus erhebt sich, und auch die Russin steht auf – die Hauptperson ist da. Johann Gudenus stellt die beiden einander vor. »Hello Aljona, nice to meet you«, sagt Strache, leger im weit ausgeschnittenen grauen T-Shirt und in Jeans, am Arm ein geschätztes Dutzend Freundschaftsbänder, und stellt sich vor, »Christian«, sagt er, englisch ausgesprochen.

»Der Parteichef«, sagt Gudenus und deutet auf Strache.

Der Begleiter der Russin kommt mit einem weiteren Glas zurück auf die Terrasse und stellt es auf den Tisch. Heinz-Christian Strache setzt sich ans Kopfende des Tisches, Gudenus und dessen Frau links neben ihn, die Russin und ihr Begleiter rechts. Er zündet sich die erste Zigarette an.

Der Abend kann beginnen. Er wird sehr lang werden, und nicht nur die fünf Beteiligten werden ihn nicht wieder vergessen. Sondern ein ganzes Land. Was an diesem Abend gesprochen

und versprochen wird, wird in Österreich die größte politische Krise seit dem Zweiten Weltkrieg auslösen.

Die angebliche Oligarchennichte nämlich ist nur ein Lockvogel und die Villa samt Terrasse verwanzt. Ein halbes Dutzend Kameras wird jede Bewegung aufzeichnen, und vor allem: fast jedes gesprochene Wort.

Das Treffen in der Villa ist eine Falle.

15 MINUTEN

Ein Hotel irgendwo
in Deutschland,

Sommer 2018, abends.

Auf dem Weg zu dem geheimen Ort fragen wir uns, ob es eine gute Idee war, uns auf dieses Treffen einzulassen. Unser Kontakt hat uns immer weiter vertröstet, inzwischen ist es deutlich nach 22 Uhr. Wir wissen nicht, wen wir treffen. Wir wissen nicht, worum es genau geht. Wir wissen nicht, was man von uns will. Und den Namen des Hotels, in dem wir uns treffen, haben wir erst vor ein paar Minuten erfahren.

Trotzdem haben wir das Gefühl, wir sollten da jetzt hin.

Im Vertrauen auf eine große Geschichte? Sicher nicht. Eher gespannt darauf, was wir erfahren werden, und neugierig, ob daraus eine Geschichte werden könnte. Mit dieser Hoffnung gehen wir durch die Tür des Hotels.

Manche Recherchen fangen mit einem Paukenschlag an: ein Paket voller Akten vor der Tür, ein Stick voller Daten, ein Insider, der auspackt. Oder ein leises »Ping«, wie man es vom Eingang einer elektronischen Nachricht kennt. So war es bei den Panama Papers, als sich der Whistleblower mit dem Künstlernamen »John Doe« bei uns meldete.

Die Vorgeschichte zu dem Treffen in diesem Hotel begann

mit einer etwas verschwurbelten Vorwarnung. Jemand, den wir schon seit Jahren kennen und dem wir vertrauen, sendete uns eine Nachricht, die seltsam wirkte: Es werde sich bald jemand melden, auf einem sicheren Kanal. Wir sollten uns das auf jeden Fall anhören. Vielleicht stecke dahinter eine gute Geschichte – es gehe um einen Mann an der Spitze eines europäischen Landes.

Welcher Journalist würde eine solche Geschichte nicht hören wollen? Also warteten wir, auch wenn dieser Umweg seltsam anmutete, weil wir uns fast alles erst mal anhören. Das ist Teil unseres Jobs. Aber nicht allen Spuren können wir nachgehen. Einige der Geschichten, die uns angetragen werden, sind schlicht unrecherchierbar – etwa, wenn uns jemand am Telefon von einem Bestechungsfall erzählt, der schon Jahre zurückliegt, ohne Dokumente, ohne Zeugen und Belege. Bei so etwas kommen wir nicht weiter. Manche Tipps basieren nur auf Gerüchten, andere stellen sich nach kurzer Recherche als falsch heraus. Und sehr viele Hinweise können wir nicht verfolgen, weil wir schlicht nicht die Ressourcen dafür haben. Das gilt vor allem für die Schilderungen von Einzelfällen. Wenn jemand beim Hausbau von seinen Handwerkern gelinkt wird, oder der langjährige Finanzberater der Großmutter plötzlich der Adoptivsohn ist und ordentlich erbt, ist das sicherlich ärgerlich, oft tragisch für die Betroffenen. Es ist aber nichts, was wir bei der *Süddeutschen Zeitung* (SZ) mit einer guten Handvoll Reporterinnen und Reportern in unserem Ressort »Investigative Recherche« aufklären könnten.

Und klar: Manches ist einfach Unsinn. Die Erfahrung nach etlichen Jahren besagt: Je länger die Briefe, je mehr Fettungen und grellgelbe Markierungen, je mehr unterstrichene Zeilen – umso größer die Wahrscheinlichkeit, dass es keine Geschichte für die

Zeitung ist. Aber auch dafür gibt es keine Garantie, und deswegen ist das oberste Gesetz immer: erst mal anhören.

Dafür muss jedoch jemand kommen, der reden möchte. Es vergingen einige Tage, und wir hatten die Vorwarnung fast wieder vergessen, als sich tatsächlich jemand bei uns meldete – und wir wenig später über eine sichere Leitung sprechen konnten.

Nur: Es war alles vage. Es gehe um jemanden, der höchste Regierungsverantwortung trage – aber die Position könne man nicht sagen. Jemanden, der sehr wichtig sei. Gegen den man einiges in der Hand habe, der anfällig für Korruption sei – aber sehr mächtige Verbündete und Geldgeber habe. Jemanden, vor dem man Angst habe. Und es sei nicht nur einer, sondern sogar zwei. Aber dazu könne man jetzt tatsächlich nicht mehr sagen.

Kurzum: Es war mühsam. Es war seltsam. Aber es klang interessant. Und immerhin erfuhren wir irgendwann, kurz bevor das Gespräch zu Ende war, das Land, um das es ging.

Österreich.

Das war eine ziemlich gute Nachricht, jedenfalls aus Sicht der *Süddeutschen Zeitung*. Noch lieber wäre uns natürlich Deutschland gewesen. Aber immerhin: Österreich liegt dem durchschnittlichen *SZ*-Leser wahrscheinlich näher als die meisten anderen europäischen Länder.

Natürlich ist ein Skandal, der bis hoch in die Regierungsspitze reicht, in jedem europäischen Land interessant für uns. Aber, nicht ganz unwichtig für ein deutsches Medium: In Österreich sprechen die Menschen deutsch, sie können also die *SZ* lesen. Wenn wir etwas aufdecken, muss nichts übersetzt werden. Wir schreiben für unsere eigenen Leser.

Und, das geben wir an dieser Stelle gern zu: Auch wir haben zu Österreich eine engere Beziehung als zu anderen europäischen Ländern. Wir sind beide in der Nähe der österreichischen

Grenze aufgewachsen, als Kinder waren wir zum Fußballtrainingslager am Neusiedler See, als Jugendliche fuhren wir über die Grenze, um das damals in Deutschland noch verbotene Red Bull zu kaufen, als Erwachsene machen wir regelmäßig Urlaub in Österreich, im Salzburger Land, Kärnten und immer wieder in Wien. Kurzum: Das Land war uns immer nah und ist es bis heute, deswegen beobachten wir genauer als in anderen Ländern, was die Menschen bewegt.

Von der Affäre um die vermuteten Kriegsverbrechen des österreichischen Präsidenten Kurt Waldheim bis zu Jörg Haiders unheimlichem Siegeszug – aus Deutschland schauen wir seit langer Zeit sehr genau auf die österreichische Politik. Auch weil sie möglicherweise einen Fingerzeig auf das gibt, worauf wir uns in Deutschland einstellen müssen.

Österreich wird zur Zeit des Treffens von einer Koalition der konservativen Österreichischen Volkspartei (ÖVP) und der rechtspopulistischen Freiheitlichen Partei Österreichs (FPÖ) regiert, unter Führung von Bundeskanzler Sebastian Kurz (ÖVP) und Vizekanzler Heinz-Christian Strache (FPÖ). Die Koalition setzt sich seit einiger Zeit betont von den westlichen Nachbarländern ab, was Themen wie Migration und offene Grenzen angeht. Die FPÖ ist, dazu dürfte es keine zwei Meinungen geben, auch deswegen in der Regierung, weil sie mit fremdenfeindlichen Sprüchen wie »Daham statt Islam« Proteststimmen abholt.

Wir rätseln, um wen es gehen könnte. Um Kurz oder Strache selbst – oder nur um jemanden aus der zweiten Reihe? Und: Was würde ein Skandal bedeuten?

Aber erst einmal können wir nichts tun. Die Quelle hat uns am Ende des Telefonats keine weiteren Hinweise gegeben. Wir müssen warten.

Bald nach dem ersten Gespräch meldet sich unser Kontakt – oder unsere Kontaktleute, das wollen wir in diesem Buch bewusst offenlassen, um unsere Quellen zu schützen – wieder zurück, und wenig später steht der Vorschlag für ein Treffen im Raum.

Wobei »Vorschlag« beinahe zu präzise klingt. Der »Vorschlag« lautet: Man würde uns einen Tag nennen. An dessen Vorabend dann: eine bestimmte Stadt in Deutschland. Dort sollten wir dann gegen Abend sein. Vor Ort würde man uns den Treffpunkt mitteilen: ein gut erreichbares Hotel.

Solche mysteriösen Verabredungen kennen wir vor allem aus Filmen und Serien. Selbst wenn die »heiße Story«, wie Geschichten im Fernsehen immer heißen, alles andere als heiß ist, müssen die Reporter unbedingt nachts jemanden in einer Tiefgarage treffen. So wie bei »Deep Throat«, dem wohl berühmtesten Whistleblower der Geschichte des Journalismus, der 1972 durch die Weitergabe von geheimen Informationen an die *Washington Post* den Watergate-Skandal ins Rollen gebracht hat. Normalerweise verabreden wir uns mit Informanten in einem Café, einer Anwaltskanzlei oder sogar in der Redaktion der *Süddeutschen Zeitung*.

Aber die Quelle ist König. Also zucken wir mit den Schultern und sagen: Okay. Wir haben auch schon Quellen im Park getroffen und einen Kinderwagen als Tarnung mitgebracht. Wir saßen im Dunklen unter Deck in einem schunkelnden Boot in Malta, in Oben-ohne-Bars im Ruhrpott und in einem bayerischen Ausflugslokal beim Kuchen. Warum also nicht mal eine Last-Minute-Verabredung?

Wir würden eine Menge Fragen mitbringen zum Treffpunkt, das war klar, und eine der ersten würde lauten: Warum wir?

Österreich ist gesegnet mit einer Unzahl von Qualitätsmedien,

und etliche von ihnen leisten sich hartnäckige Investigativjournalisten. Da wir beide in den vergangenen Jahren selten über österreichische Themen geschrieben haben, wird es mit schon veröffentlichten Artikeln nichts zu tun haben.

Die Frage muss wohl eher lauten: Warum deutsche Journalisten?

Vielleicht, weil Österreich ein kleines Land ist, in dem sich fast alles von nationaler Bedeutung in Wien abspielt – wo man sich kennt und viel und gern redet? Diese Erklärung mutet ein wenig einfach an, zugegeben. Vielleicht stimmt sie trotzdem.

Gut möglich aber auch, dass wer-auch-immer diese Geschichte schon der gesamten österreichischen Medienlandschaft angetragen hat – und keiner sie wollte. Oder dass irgendwo ein Problem begraben liegt, das wir, die deutschen Journalisten, unkundig in den nationalen Besonderheiten, möglicherweise übersehen? Darauf werden wir achten müssen.

Neben den inhaltlichen Fragen stellen wir uns vor einem solchen Treffen – unbekannter Ort, ausgesucht von unbekannter Quelle – natürlich auch diese: Kann es gefährlich sein?

Nun mag man spotten: Österreich? Gefährlich?

Aber bis vor Kurzem hätten wir auch nicht gedacht, dass das EU-Land Malta – ein beliebtes Urlaubsziel – für Journalisten gefährlich sein könnte. Doch dann wurde im Oktober 2017 unsere Kollegin Daphne Caruana Galizia mit einer Autobombe in die Luft gesprengt – vermutlich wegen ihrer Recherchen zu Korruption im Land. Und Österreich wird immer wieder von Korruptionsskandalen erschüttert, die mitunter brutal enden können. Erst 2012 wurde ein Anwalt, der für russische Klienten im großen Stil Geld gewaschen hatte, tot in einem Wald im Wiener Umland gefunden.

Davon vollkommen abgesehen: Es kann immer gefährlich

sein, wenn man sich zu den Bedingungen anderer zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort trifft. Aber oft heißt es: so oder gar nicht. Wenn der Ort des Treffens von einem konspirativen Hauch umweht wird, kann es dafür gute Gründe geben. Etwa, dass Menschen in Gefahr sind, oder sich in Gefahr wähnen. Oder dass es reine Wichtigtuerei ist, und das ist – ehrlich gesagt – meistens der Fall.

Es kann aber auch eine Falle sein, für uns Journalisten.

Seit den Panama Papers gibt es ein paar Menschen, die auf uns nicht gut zu sprechen sind – Menschen aus Wladimir Putins Umfeld zum Beispiel, oder radikale Fans des pakistanischen Expräsidenten Nawaz Sharif, gegen den wegen der Panama Papers ein Verfahren eingeleitet wurde und der inzwischen im Gefängnis sitzt. Etliche der Kolleginnen und Kollegen, mit denen wir die Panama Papers recherchiert haben, erhielten seither Morddrohungen. Aber würden sich solche Leute so viel Mühe geben, sich über einen Vertrauensmann melden, eine Geschichte erzählen, einen konspirativen Treffpunkt auswählen? Würden sie uns nicht einfach hier in München Plutonium ins Bier mischen?

Während wir noch über solche und andere Fragen nachdenken, erfahren wir, in welcher Stadt wir unseren Kontakt treffen können – und dass das Treffen am nächsten Tag stattfinden soll, am frühen Abend.

Und so sind wir am ausgemachten Tag vor Ort, wo wir am späten Nachmittag per Kurznachricht auf einem verschlüsselten Kanal den Namen des Hotels erfahren. Es ist ein größeres Haus, das wir leicht finden werden.

Eine gute halbe Stunde, bevor wir dorthin aufbrechen wollen, wird das Treffen um eine Stunde nach hinten verschoben. Dann noch einmal, und noch einmal. In der Zwischenzeit beantworten

wir E-Mails, schauen auf Twitter nach den Nachrichten des Tages und lenken uns ab. Es wird zwar später und später, aber dann, kurz nach 22 Uhr, kommt endlich die Nachricht, dass es jetzt losgehe; mit einem leicht mulmigen Gefühl machen wir uns auf den Weg. Je näher wir dem Ziel kommen, umso mehr weicht das Gefühl einer konzentrierten Anspannung.

In der Hotellobby werden wir angesprochen, unsere Gesichter kann man googeln, und sitzen wenig später in der Hotelbar bei Bier, Oliven und Nüssen einer oder mehreren Personen gegenüber – die Anzahl der Menschen nennen wir bewusst nicht.

Wir sind davon ausgegangen, dass wir uns zum Abendessen treffen, und da die Verschiebungen immer kurzfristig kamen, haben wir noch nichts gegessen. Die Oliven und Nüsse sind schnell weg.

Nach ein wenig Small Talk sagen wir, wie wir arbeiten. Wir – also die SZ – schauen uns alles an. Wir können aber nur berichten, wenn wir etwas in die Hand bekommen, was die Geschichte belegt, seien es Aufzeichnungen, Rechnungen, Verträge oder andere Dokumente. Aber auch dann behalten wir die Hoheit darüber, ob wir berichten, was wir berichten, wie groß wir berichten und wann wir berichten. Alle redaktionellen Entscheidungen treffen wir selbst, das ist nicht verhandelbar. Das mag selbstverständlich klingen, für viele Menschen, die nicht mit Medien arbeiten, ist es das aber nicht, das haben wir in den vergangenen Jahren gelernt. Und noch etwas ist wichtig: Wir bezahlen nicht für Informationen. Andere Medien mögen das tun. Wir nicht – nicht nur in diesem Fall nicht, sondern: nie.

Damit, finden wir, könnte es jetzt losgehen.

Das Gegenüber muss jedoch erst einmal nachdenken, wie es weitergehen soll.

Nach einer kurzen Unterbrechung werden wir schließlich auf ein Hotelzimmer geleitet – und die Show beginnt. Alle Telefone werden ausgeschaltet, eingesammelt und ins Badezimmer gebracht. Wir werden abgetastet, vermutlich nach Mikrofonen. Offenbar ist die Angst, dass jemand zuhören könnte, groß. Wir sprechen anfangs kaum, die Anspannung im Raum wird dadurch nicht kleiner. Aber wir haben das Gefühl, dass die andere Seite wesentlich nervöser ist.

Dann erfahren wir, warum: Der Mann, um den es gehen wird, ist tatsächlich der österreichische Vizekanzler Heinz-Christian Strache. Er ist, das kann man mit einiger Berechtigung sagen, der zweitmächtigste Mann im Land.

Auf einem Tisch in dem Hotelzimmer stehen allerlei technische Geräte, Kabel, Laptops und Tablets. Eines davon wird nun vorbereitet, denn darauf, erfahren wir, sei das besprochene Material. Es gehe hauptsächlich um ein Video.

Während Steckdosen gesucht und Kabel gesteckt werden, hoffen wir, dass es nicht um Straches Vergangenheit in der rechten Szene geht. Seit Längerem kursieren Videos und Bilder aus Straches frühen Jahren: Damals traf er sich mit Gleichgesinnten zu Wehrsportübungen im Wald und fuhr zu mindestens einer Neonaziveranstaltung in Deutschland. All das ist lange her und darüber wurde oft berichtet. Es wäre, wie man im Journalismus sagt: »more of the same«. Neue Details zu einer alten Geschichte – die Strache allerdings vehement bestreitet. Er sagt: »Ich war nie ein Neonazi.«

Hier gehe es nicht um Strache als Neonazi, erklärt man uns, es gehe um Strache als FPÖ-Chef und um möglicherweise strafbares Verhalten. Es sei wie folgt: Jemand habe Strache und den FPÖ-Klubobmann – was in Deutschland dem Fraktionsvorsitzenden entspricht – Johann Gudenus in eine Falle ge-

lockt. Man habe ihnen, schon 2017, im Wahlkampfsummer vor den österreichischen Nationalratswahlen, eine Frau als steinreiche Russin vorgestellt, als Nichte eines Oligarchen, der angeblich Wladimir Putin nahestehe. Diese Frau habe erklärt, sie wolle sehr viel Geld nach Österreich bringen, das nicht auf eine Bank dürfe, also Schwarzgeld sei. Bei einem Treffen der Frau mit Strache und Gudenus auf Ibiza sei die Sache dann eskaliert. Die Russin habe Wahlkampfhilfe zugesagt, indem sie die *Kronen-Zeitung*, Österreichs bei Weitem mächtigstes Medium, zur Hälfte kaufen und auf FPÖ-Kurs bringen würde. Und Heinz-Christian Strache habe im Gegenzug Dinge in Aussicht gestellt, die entweder illegal oder zumindest hochbrisant seien.

Und all das, erklärt man uns, habe man hier auf Video.

Das wäre in der Tat eine gute Geschichte.

Wie viel Videomaterial gibt es denn?, fragen wir.

Kommt drauf an, wie man es zählt, lautet die Antwort. Es sei zum Teil doppelt aufgezeichnet worden, aus verschiedenen Perspektiven. Deswegen liege nun sehr viel Material vor, insgesamt mehr als zwanzig Stunden.

Was man jetzt zeigen wolle, sei ein etwa viertelstündiges »Best-of-Strache«.

Wir werden vorsichtig. Was hier, in diesem schummrigen Hotelzimmer, geschieht, ist kein normales Gespräch zwischen Journalisten auf der einen und einer Quelle oder einem Whistleblower auf der anderen Seite. Hier hat jemand offenbar mit bedenkenswerter Energie und mindestens kreativen Methoden gearbeitet.

Natürlich: Auch Journalisten setzen manchmal ähnliche Mittel ein, wenn sie undercover recherchieren. Allerdings ist die Haltung der *SZ* dazu sehr klar: Wir gehen nicht undercover. Wir

filmen niemanden heimlich, wir legen niemanden herein und locken niemanden in eine Falle.

Das bedeutet nicht, dass es journalistisch grundsätzlich verwerflich wäre, im Gegenteil: Es gibt zahlreiche Undercover-Recherchen, die wichtig sind für die Gesellschaft. In Deutschland vor allem die Recherchen von Günter Wallraff. Ihm ist es zu verdanken, dass die Methoden der *Bild-Zeitung* einer breiten Öffentlichkeit bekannt wurden. Wallraff hatte sich 1977 in Hannover in die Boulevardzeitung eingeschleust und die menschenverachtende Praxis des Redaktionsalltags detailliert nachgezeichnet. Ein Super-Gau für den Springer Verlag, der wenig überraschend gegen Wallraff vor Gericht zog. Das Bundesverfassungsgericht entschied im sogenannten Wallraff-Beschluss, dass die »Veröffentlichung rechtswidrig beschaffter oder erlangter Informationen« vom »Schutz der Meinungsfreiheit (Art. 5 Abs. 1 GG) umfasst« wird. Wäre es anders, »könnte die Kontrollaufgabe der Presse leiden, zu deren Funktion es gehört, auf Missstände von öffentlicher Bedeutung hinzuweisen«. Aber: Auf der anderen Seite ist »auch das Mittel von wesentlicher Bedeutung, durch welches ein solcher Zweck verfolgt wird«. Zulässig sind Undercover-Einsätze, wie sie Günter Wallraff bekannt gemacht hat, deshalb nur, wenn, und das ist wichtig, »... die Bedeutung der Informationen für die Unterrichtung der Öffentlichkeit und für die öffentliche Meinungsbildung eindeutig die Nachteile überwiegt«.

Solche Recherchen erfordern also immer eine Abwägung. Leitplanken für solche Recherchen liefert neben der Rechtsprechung der deutsche Pressekodex: Demnach sind verdeckte Recherchen nur erlaubt, »wenn damit Informationen von besonderem Interesse beschafft werden, die auf andere Weise nicht zugänglich sind«.

Dass die Undercover-Recherche in Deutschland rechtlich abgesichert ist, macht die Arbeit von Journalisten oft erst möglich. Ein unter dem Pseudonym »Thomas Urban« veröffentlichender Kollege etwa schlich sich immer wieder bei Konzerten von Neonazis ein und filmte mit, wie im Publikum die Hände zum Hitlergruß nach oben gingen. Der legendäre *Stern*-Reporter Gerhard Kromschroder trat dem Ku-Klux-Klan bei, fuhr mit rechten Rockern übers Land und gab vor, illegal Giftmüll zu verschieben – er belegte damit, dass sich auf gewöhnlichen Hausmülldeponien niemand darum scherte, was dort vergraben wurde.

Eine zentrale Frage bei Undercover-Recherchen lautet: Bildet die Recherche die Wirklichkeit ab – oder beeinflusst sie die Wirklichkeit? Wenn der Reporter selbst zum Hitlergruß auffordert, ist die Geste natürlich noch immer verboten und belegt, wes Geistes Kind die Gefilmten sind. Aber es ist eine Begebenheit, die sich ohne das Zutun des Reporters womöglich nie zugetragen hätte.

In einem solchen Fall gibt es rechtlich vieles zu bedenken, jede heimlich gefilmte Szene greift in Rechte derer ein, die gefilmt werden, ihr Recht am eigenen Bild, möglicherweise ihr Recht am eigenen gesprochenen Wort, vielleicht in die Privatsphäre. Solche Verletzungen können durch ein höheres Gut gerechtfertigt werden, aber erst einmal sind sie da.

Noch bevor wir eine einzige Szene anschauen, ist klar: Der Inhalt des Videos müsste von herausragender Bedeutung sein, von besonders hohem Interesse sein, um das Vorgehen – die Falle – zu rechtfertigen. Und uns das Recht zu geben, etwas darüber zu veröffentlichen.

Dann bekommen wir Kopfhörer in die Hand, und der Kontakt drückt auf »Play«.

Das Video beginnt.